

Wildbader Tagblatt

Chronik und Anzeiger für Wildbad und das obere Enztal.

Nummer 70

Freitag 479

Samstag, den 23. März 1935

Freitag 479

70. Jahrgang

Der Bau des Mittelland-Kanals

Alle Ströme Deutschlands, ausgenommen die Donau, fließen von Süden nach Norden. Auch die Elbe, die von Süden nach Nordwesten strömt, macht von dieser Regel keine Ausnahme, denn sie ist nicht die Querverbindung, deren Deutschland bedarf, um seine Ströme in ein einheitliches System zu bringen. Der grundlegende Gedanke ist mit dem Namen **Mittellandkanal** gekennzeichnet. Er umfaßt eine verkehrspolitische Idee, die bald auf eine hundertjährige Geschichte zurückzuführen kann.

Die ersten Pläne, einen Kanal zunächst vom Rhein bis zur Elbe zu bauen, um ihn, wenn es möglich wäre, weiter bis zur Oder und Weichsel fortzusetzen, sind bereits in den 50iger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Dortmund aufgetaucht. Nach 40 Jahren hatten sie sich soweit zu greifbaren Projekten verdichtet, daß im Jahre 1899 dem preussischen Landtag die Kanalvorlage mit dem Stichwort **Mittellandkanal** vorgelegt werden konnte. Das Abgeordnetenhaus lehnte die Vorlage ab, worauf sie in neuer Form 1903 abermals von der Regierung eingebracht wurde. Damals erhob sich ein leidenschaftlicher Kampf, dessen Festigkeit uns heute nicht mehr verständlich ist. Der Hauptwiderstand ging von der konservativen Partei aus, die sich in der Hauptsache aus der Landwirtschaft, „Osteliens“ zusammensetzte.

Diese Ablehnung wirkte damals sehr viel Staub auf. Wilhelm II. sah die Opposition als eine persönliche Spitze gegen sich auf, da er sich für das Kanalprojekt ebenso interessierte wie auch eingeseht hatte. Er sprach von „Kanaltreibern“ und fand in der Öffentlichkeit harte Worte für die Gegner der Vorlage. Soweit die Abgeordneten Beamte waren, übriens in der Hauptsache Landräte, wurden sie gemahnt, indem sie entweder strafversetzt oder zur Disposition gestellt wurden. Soweit sie zur Hofgesellschaft gehörten, wurden sie von den Listen der Einzelwahlen gestrichen und gewissermaßen vom Hofe verbannt. Die Dinge haben sich dann verhältnismäßig rasch wieder eingeregelt, denn im Jahre 1905 bewilligte der Landtag, diesmal mit den Stimmen der Konservativen, den Bau der Strecke Dortmund—Hannover.

Damit war das großartige Werk begonnen. Im Laufe der folgenden beiden Jahrzehnte sind dann die gezielten Grundlagen für die Fertigstellung des gesamten Kanalplanes geschaffen worden. Preußen nahm 1920 den Ausbau des Kanals an, soweit es sich um preussische Gebiete handelte. 1926 wurde durch Staatsvertrag zwischen dem Reich und den Ländern die endgültige Führung und staatsrechtliche Form festgelegt. Der Mittellandkanal im engeren Sinne beginnt bei Bevergern am Dortmund—Ems-Kanal, nördlich von Münster, und endet bei Burg bei Magdeburg. Die Weiser überschreitet er bei Minden. An die vollendete Teilstrecke Ems—Weiser ist Osnabrück durch einen 14 Kilometer langen Zweigkanal angeschlossen. Mit dem ebenfalls fertigen Stück Minden—Peine sind Hannover—Minden und Leine—Hafen sowie Hildesheim verbunden. Die Strecke Peine—Burg mit dem Anschluß an den Ihle-Kanal ist seit 1926 im Bau. Die wichtigsten Stationen dieser Strecke bis zur Elbe sind: Braunshweig (Stichkanal), Fallersleben, Debitfeld, Neuhaldensleben und Wolmirstedt. In das Bauprogramm gehören noch die Seitenkanäle Bernburg—Stajfurt und Kreipau—Leipzig.

Der Mittellandkanal ist für Schiffe bis zu 1000 Tonnen Tragfähigkeit vorgesehen. Da in seinem Plan auch der Ausbau märkischer Wasserstraßen zwischen Elbe und Oder zu größerer Leistungsfähigkeit fällt, muß das märkische

Wasserstraßensystem, das bisher auf 600 Tonnen-Schiffe berechnet ist, entsprechend umgebaut werden. Das ist naturgemäß für Berlin als das Wasserkreuz der Mark von besonderer Bedeutung, weil nunmehr auch 1000 Tonnen-Schiffe innerhalb Berlins die Wasserstraßen benutzen müssen. Am 1. April 1938 soll der Umbau vollendet sein, sodas von diesem Termin ab die Ruhrkohlen-Schiffe ohne Umladung vom Rhein bis nach Stettin gefahren werden können.

England rüstet zum Fest

Vorbereitungen für das Regierungsjubiläum des Königs
Kaum sind die hochgehenden Wellen der Festtagsstimmung anlässlich der Vermählung des englischen Königsjohannes mit der griechischen Prinzessin Marina verest, so breitet sich schon wieder die fiebernde Erwartung der Feierlichkeiten für das Regierungsjubiläum König Georgs V. über das Britische Weltreich. Das 25jährige Regierungsjubiläum des englischen Königs wird jedoch mehr sein als eine große prunkvolle Festlichkeit — es ist eine nationale Angelegenheit, die zugleich Symbol für die Dauerhaftigkeit und Festigkeit der englischen Regierungsform und der englischen Einrichtungen überhaupt sein wird.

Die Thronbesteigung König Georgs V. fällt am 6. Mai zum 25. Male. Dieser Tag, der als Freitag ganz besonders festlich begangen werden wird, leitet jedoch nicht nur eine etwa zehnwöchige Festzeit ein, für die bereits der Festkalender aufgestellt worden ist, sondern er eröffnet gleichzeitig ein Festjahr, das Jubiläumsjahr des englischen Königs, dem eine weitgehende innere und äußere Bedeutung zukommt.

Schon jetzt sind die Pläne für die bevorstehende Festzeit festgelegt, doch werden fast täglich noch weitere Veranstaltungen und Kundgebungen bekannt, die die Reihe der festlichen Veranstaltungen vermehren. Der 6. Mai und mit ihm das Jubiläumsjahr wird durch einen Dankgottesdienst in der St. Pauls-Kathedrale eingeleitet werden, an dem das Königspaar und sämtliche Mitglieder der königlichen Familie teilnehmen. Am gleichen Abend wird der König über den Rundfunk eine Botschaft an das Britische Weltreich versenden. In den nächsten Tagen folgen die offiziellen Empfänge, ein Staatsbankett im Buckinghampalast, eine feierliche Umfahrt durch ganz London, Hofbälle, weitere Banketts und Umfahrten, die Beschäftigung der Luftflotte in Mildenhall und Duxford durch den König, die große Parade der Abteilungen des Heeres in Aldershot, die Flottenparade in Spithead usw., bis die eigentliche Festzeit am 25. Juli mit einem Gartenfest im Buckingham-Palast abschließt.

Johann Sebastian Bach

Der Bach, der zum Meer wurde

Zum 250. Geburtstag von Johann Sebastian Bach am 21. März

Johann Sebastian Bach! Ein Name, vor dem man in Ehrfurcht sich verbeugt. Ein Name, der nicht nur die deutsche Musik, sondern die Musik schlechthin verkörpert. In der Tat: Bachs mystisches Gottsuchen, seine erhabene Polyphonie und nicht zuletzt — wenn nicht erst recht — seine innige Volkstümlichkeit haben ihn zur ewigen Quelle der deutschen Musik gemacht, zu einer Quelle, die einem sinreichen Worte Beethovens zufolge ein Meer wird, das wiederum die ganze Musik der Welt speist. Die Musik des 19. Jahrhunderts und auch die Musik unserer Zeit wurzelt in Bach.

Sowohl direkte wie auch abwegige Zusammenhänge führen immer wieder zu diesem „Meister aller Meister“. Die leidenschaftliche Chromatik und die schwelgende Harmonik Wagners, die in den „Meisterliedern“, in klassischer Form genannt wird, hat ihren Ursprung gleichfalls in dem unerlöschlichen Schaffen des schlichten Organisten Bach.

Bach stammt aus einer Musikerfamilie, wie sie für das deutsche Musikleben und die deutsche Musikkultur überhaupt charakteristisch erscheint. Am 21. März 1685 wird dem Hof- und Stadtmusikus Johann Ambrosius Bach in Eisenach ein Sohn geboren, der später der große Johann Sebastian sein wird. Im frühen Alter von zehn Jahren verliert Johann Sebastian seinen Vater und geht in die Lehre — selbstverständlich in die musikalische Lehre — zu seinem älteren Bruder Johann Christoph, der Organist von Berus ist. Von dem Bruder erhält er den ersten musikalischen Unterricht. Der kaum 14jährige wandert mit dann dem Tode des Bruders nach Lüneburg, wo er das Gymnasium besucht. Reisen führen den Jüngling nach Hamburg, wo er den seinerzeit berühmten Orgelspieler Reinken bewundert. Im Jahre 1703 ist Bach bereits Geiger in der Hofkapelle zu Weimar. Seine musikalische Laufbahn führt ihn dann vor einer deutschen Stadt in die andere. Ein Jahr später ist er bereits in Arnstadt als Organist, von hier pilgert er nach Lübeck, um dort den großen Vuzlehude zu hören. Im Jahre 1707 wird Bach als Organist nach Mühlhausen verschlagen, um ein Jahr später nach Weimar zurückzukehren, wo er zum Hoforganisten ernannt wird und diese Stelle neun Jahre behält. Der Ruhm des Komponisten und Organisten Bach wächst, sodas, als er in Dresden den französischen Klavierpieler Marchand trifft, der Franzose von der Kunst des deutschen Meisters geradezu erschüttert ist. Im Jahre 1717 wird Bach Hofkapellmeister bei dem Fürsten von Anhalt-Köthen. Nach diesen Stationen, einer sich immer vervollkommnenderen Musikerlaufbahn, landet der Meister nach dem Tode des bekannten Ruhnau in Leipzig als Kantor der Thomaskirche, wo er bis an sein Lebensende verbleiben ist.

Sein Ruhm verbreitet sich allmählich durch die deutschen Lande. Auch seine Söhne machen als Musiker von sich reden. Nach kurzer Ehe mit seiner Base hat sich Bach mit Anna Magdalena Wilken aus Weisensfeld verheiratet, die ihm viele Kinder schenkte. Im Jahre 1747 unternimmt Bach eine Reise nach Berlin, wo sein Philipp Emanuel im Dienste des großen Preußenkönigs Friedrich steht, und in der Kapelle von Sanssouci spielt. Es hat lange gedauert, bis Bach sich zu dieser Reise entschließen konnte. Er hat auf die drängenden Briefe seines Sohnes stets Abjagen geschickt, bis er endlich in Begleitung des jungen Wilhelm Friedemann, der als der „Bach-Sohn“ später manches Gemüt unruhigen wird, hinreist. Abends finden in Sanssouci Konzerte statt, bei denen der König die Flöte bläst — eine Veranstaltung, die im bekannten Gemälde Adolf Menzels verewigt ist. Eines Abends bringt während des Konzerts ein Offizier eine Liste der Fremden, die im Laufe des Tages in Potsdam angekommen sind, und überreicht sie dem König. Friedrich wirft einen Blick in die Liste, und legt plötzlich die Flöte beiseite. „Meine Herren“, ruft er aus, „der alte Bach ist da!“ Sofort wird ein Kurier geschickt, um den alten Bach ins Palais zu bringen. Der König empfängt Bach mit den freundlichsten Worten. Selbstverständlich will er etwas von der großen Kunst des Meisters hören. So muß sich Bach in jedem Zimmer, in dem ein Klavier steht, an das Instrument setzen. Sein improvisiertes Spiel fasziniert sowohl die Musiker als die Höflinge, die dem Meister aus einem Zimmer ins andere folgen. Bach bittet den König um ein Zugenthema, das er dann in einer meisterhaften Improvisation zu einem glän-

Das Rätsel um Dr. Antonio Stradella

KRIMINALROMAN VON WILL WESTER

13

Hinter dem alten Kastell hielt ein Leutnant der Bersaglieri zu Pferde. Ein junges, braungebranntes Mädchen von gertengleicher Schlankheit, dessen Augen wie die italienische Sonne brannten.

Ein Freudenstreich entrang sich seinen lähn geschwungenen Lippen: „Gabriela! Gabriela!“

Im Nu war er von seinem Brauenen.

Ohne Rücksicht auf die vielen Passanten, die in erregten Worten den Vorfall am Forum Romanum besprachen, schlang er seine Arme um Gabriela Paccelli, die aus Ampezzo nach Rom geeilt war, um an der Veranstaltung der faschistischen Verbände teilzunehmen.

Ein wunderbares Mädchen, von einer Herrlichkeit in den edelgeformten Gesichtszügen, die an die Bilder eines Michelangelo erinnerten.

„Was ist Dir, Gabriela, Du bist so ernst gestimmt?“

„Ach, nur eine Schwäche, Geliebter. Das Attentat. Die Erregung.“

Leutnant Alfonso Fermati, der jüngste Sohn des römischen Polizeigewaltigen, nahm Gabrielas Gesicht in beide Hände.

„Du, Du... Wie soll ich Dir danken, daß Du mir die Stunde dieses Glückes schenkst. Ist Alessandro in Rom?“

„Ach Alfonso, es ist nicht mehr zum Aushalten mit ihm. Oft ist er tagelang von zu Hause weg. Die Geschäfte. Ach, diese schrecklichen Geschäfte. Du weißt doch, diese Geschäfte mit dem Dr. Stradella... Tag und Nacht beschäftigt sie ihn.“

„Arme Gabriela. Und da bist Du allein von Ampezzo nach hier geeilt? Fürchtest Du Dich nicht?“

„Ich fürchte mich nicht, Alfonso.“ Wort für Wort betonend, sprach sie in einem Tonfall, der Alfonso über-

„Was hast Du, Gabriela? Du sprichst so merkwürdig?“

„Ach, es ist nichts... nichts. Ich wünsche nur, daß unser Vaterland glücklich wird.“

„Unser Vaterland? Ist es nicht glücklich? Hast Du nicht gehört, wie sie ihm jubelten, dem Duce?“

„Ja, ja, aber glaubst Du, daß er wirklich glücklich ist?“

„Du sprichst in Rätseln, Gabriela. Glaub es mir, seit den Tagen des Marsches auf Rom war unser Vaterland nicht so glücklich. Aber was sollen diese dummen Gedanken? Lieben wir uns nicht Gabriela? Ist nicht die Zeit nahe, wo wir uns ganz haben werden? Denkst Du nicht mehr an die Tage von Padua? Weißt Du es noch, wie ich Dich zum ersten Male in der Via Vittoria sah?“

In überschwenglichen Worten, mit dem ganzen Temperament des Südländers, öffnete Alfonso die Schleusen seiner Verehrtheit. Seine Augen funkelten von toller Verliebtheit. Gabriele aber, das schöne Mädchen aus Ampezzo, erzogen auf dem Anzium der heiligen Schwefelsterne in Padua, blieb merkwürdig verschlossen.

„Sprich doch, Geliebte!“

„Nicht jetzt, Alfonso. Sei nicht böse. Ich kann nicht. Ich, ich wollte...“

„Was ist, Gabriela? Um Gotteswillen, was ist Dir nur? Was wolltest Du?“

„Nicht jetzt, Alfonso. Vielleicht morgen oder übermorgen. Ich muß mich sammeln. Dieses Attentat. Ich sehe ihn noch vor mir, den — den...“

„Wer war der Schurke? Sprich, Gabriela! Kennst Du ihn?“

„Nein, nein! Ich glaube ihn aber zu kennen.“

„Sprich! Du spannst mich auf eine Folter. Wer war es, Gabriela?“

Ein unfähig trauriger Blick traf den jungen Leutnant Fermati.

„Es war, — ich glaube, es war... Luigi Toronto.“

„Komm, Gabriela! Deine Nerven sind überanstrengt. Du brauchst Ruhe.“

„Ja, ja, Alfonso, ich brauche Ruhe.“

Der junge Leutnant nahm sein Pferd am Zügel. Die Lebensfreude brannte in seinen Augen. „Avanti! Mia Corissima.“

VIII.

An dem Tage, wo in Europa das Attentatsversuch auf Mussolini alle anderen Ereignisse überschattete, lag Dr. Stradella in schwersten Fieberphantasien im Dorfe Esüsi bei dem Bauern Erim Simonowitsch.

Das dauerte nun schon drei Tage lang.

Der aus dem Küstenstädtchen Samfun, unweit der Mündung des Jsrak, herbeigerufene armenische Arzt konnte leider nur feststellen, daß sich dem Knöchelbruch ein böses Wundfieber hinzugeeilt hatte. Eine Erscheinung, die durchaus nicht überraschte im Hinblick auf die höchst primitive Behandlungsmodalität.

Ein Spital war auch in Samfun nicht vorhanden. So blieb dem alten Doktor Jussuf Abramowitsch nichts anderes übrig, als die Behandlung in der notdürftigen Unterkunft des Bauern Simonowitsch auf gut Glück fortzusetzen.

Das Bein war geschient und der Arzt glaubte auch, in die Natur seines Patienten soviel Vertrauen setzen zu können, daß er das Wundfieber überstehen würde.

Hierin sah er sich nicht getäuscht.

Am fünften Tage war das Wundfieber gebrochen, so daß keine Lebensgefahr mehr bestand.

Es war ein heiterer Herbsttag, an dem Dr. Antonio Stradella nach vierzehntägigem Krankenlager zum ersten Male seit jener Schiffskatantrophe wieder zur Besinnung kam.

Was war das nur für eine Umwelt, in die er hineingeraten war?

Ein armseliges Bauernhaus mit noch armseligeren Bewohnern. Sein Bagger war auf einer breiten Holzbank errichtet; ein Notbett, wie er auf den ersten Blick feststellte. Doch ein kostbarer Schmuck zierte die gefalteten Leinwand des erbarmungswürdigen Zimmers: ein echter Kelim, der für die hohe Kunst der kleinasiatischen Teppichknüpferei Zeugnis ablegte.

An diesem wundervollen Kunstwerk erfreute sich das Auge Dr. Antonio Stradellas.

Und jetzt, als durch die Zweige der Oliven die heitere Herbstsonne lachte, empfand er es als Wohlthat, in dieser Einsamkeit zu weilen.

(Fortsetzung folgt.)

zenden Siege führt. Es folgt eine sechsstimmige Fuge. Die Anwesenden sind bezaubert. Der König will aber noch mehr: der alte Bach soll seine Kunst auf der Orgel zeigen. So muß Bach auf allen Organen Potsdams improvisieren. Seine Improvisationen werden zu unerhörten künstlerischen Taten! Mit Dankesworten des Königs überschüttet, verläßt Bach Potsdam.

Es war Bachs letzte Reise. Es ist merkwürdig, daß ihn daselbe tragische Schicksal traf, wie seinen großen Zeitgenossen Händel, von dem er gesagt hat, „ich möchte Händel sein, wenn ich nicht Bach wäre!“ Am 26. Juli 1750 stirbt der Meister an den Folgen eines Schlaganfalls. Man betrauert ihn als den großen Virtuosen auf der Orgel und den genialen Improvisator. Daß Bach aber der unvergleichliche Gestalt in allen Arten der Komposition, die er gepflegt hat, ist, sollte Mozart erst im Jahre 1788 erkennen. Bei einem Besuch in Leipzig hört der Komponist des „Don Giovanni“ in der Thomas-Kirche ein Motett von Bach. „Gott sei Dank! Das ist etwas Neues. Bei dem kann man etwas lernen!“ ruft er aus, und will die Partitur des Werkes sehen. Da sie aber nicht vorhanden ist, muß sich Mozart mit dem Studium der einzelnen Stimmen begnügen. Er vertieft sich stundenlang in die Wunder der Bachschen Stimmführung. Hundert Jahre nach ihrer Ur-Aufführung erringt die Matthäus-Passion in der Berliner Sing-Akademie, von Zelter zu neuem klingenden Leben erweckt, einen durchgreifenden Erfolg bei dem musikliebenden Publikum. Seitdem ist der Name Bach in der ganzen Welt zu einem Begriff geworden. A. Graeje.

Bach-Gedenkstätten in Deutschland

Zum 250. Geburtstag Johann Sebastian Bachs am 21. März
Von Herbert Günther

ADW. Auf dem Platz „Am Frauenplan“ in Eisenach ist eines der kleinen Häuser, die sich da in ihrem Versteck aneinanderreihen, als wollten sie gemächlich miteinander plaudern, durch die schlichte Tafel ausgezeichnet; „Johann Sebastian Bach wurde am 21. März 1685 in diesem Hause geboren.“ Undächtig betreten wir das Geburtzimmer — mit Bett und Wiege —, 50 Jahre sind in solchen engen Kammern zur Welt gekommen, eine Geschlechterfolge von Musikern. Die deutsche Musikgeschichte ihrer Zeit ist ihre Geschichte; das größte Kapitel aber schrieb er, von dem Beethoven sagte: „Nicht Bach, Meer sollte er heißen!“

Heute betrachten wir in Bachs Geburtshaus ein Bach-Museum mit Zeitgenossen- und Nachkommenzimmer, Handschriften, Noten, Büchern und Bildern — sein Leben und sein Ruhm liegen vor uns aufgetan. Im oberen Stockwerk sind Küche und Wohnraum der zehnköpfigen Familie erhalten, wie sie damals benutzt wurden. Als Bach zehnjährig Balthasar wird, nimmt ihn zunächst sein Bruder, selbstständig wie alle Bachs Musiker, nach Ohrdruf zu sich und sorgt durch persönlichen Musikunterricht und Lyzeumsbesuch für ihn. Am Ostern 1700 wandert der zehnjährige zu Fuß nach Lüneburg, um dort im Mettenchor der Michaelskirche die Stelle eines Sopranisten einzunehmen. Hier hat er eine so gründliche Ausbildung im Orgel- und Klavierpiel erworben, daß er 18jährig bereits mit 73 Talern Gehalt als Organist nach Arnstadt berufen wurde: an die neue Orgel der Bonifacius-Kirche, den Stolz der Bürgerschaft. Noch jetzt heißt sie Bach-Orgel. Bach selbst aber läßt die Lernbegierde vorerst keine Ruhe. Zwei Jahre spart er für eine neue, noch längere Fußwanderung und läßt 1705 sechzig Meilen von Thüringen nach Lübeck, um in der dortigen Marienkirche den großen Buxtehude zu hören: auf jener Orgel, die noch heute zu den riesigsten und klangvollsten der Welt zählt. Das Instrument hält ihn statt eines Monats vier, und gewiß hätte er gern des greisen Meisters ehrenvolles Anerbieten angenommen, sein Nachfolger zu werden, wenn mit diesem Angebot nicht zugleich die Heirat der nicht mehr jungen Tochter verbunden gewesen wäre, die auch Händel von der Uebernahme dieses Amtes abhielt.

Bach zieht die Heirat mit seinem 22jährigen Bäschen Maria Barbara um so lieber vor, als er gleichzeitig das Arnstädter Orgelamt gegen das zu Döbeln in Mücheln tauschen kann, dem er ein eigenartiges Pedal-Glockenspiel hinzuerfindet. Nicht lange danach öffnet sich ihm wieder ein größerer Wirkungskreis, und er zieht zu längerem Bleiben in Weimar ein, das damit zum erstenmal in das volle Licht der deutschen Geistesgeschichte tritt. Drei Menschenalter vor Weimars klassischer Zeit hat Bach hier, wo er 1703 schon kurz als Violinist verweilte, neun Jahre lang an der Schlosskirche als Hof- und Kammerorganist eines der acht deutschen Fürstenhäuser erkreut, das sich nicht darin gefiel, Versailles nachzuäffen. Bach selber war es vergönnt, in dieser Zeit den Sieg deutscher Kunst der Seele davonzutragen über die alles beherrschende französische Oberstlichkeit. Im Palaste des Premierministers Grafen Flemming zu Dresden verammelte sich 1717 die glänzende Gesellschaft, um einen musikalischen Wettkampf zwischen ihm und dem vergötterten französischen Klavier- und Orgelvirtuosen Marcand beizuwohnen. Der eitle Franzose aber hatte die Herausforderung zwar selbstbewußt angenommen, doch dann heimlich gehört und es vorgezogen, aus der lässlichen Residenz am frühen Morgen des Turniers mit Eilpost zu verschwinden. . .

Der junge Fürst Leopold von Anhalt-Köthen bietet Bach einen Kapellmeister- und Musikdirektorposten an. Bach greift zu und eine für jene Epoche beispiellose Freundschaft zwischen Herrscher und Künstler ist die Frucht dieses Entschlusses, das Musikzimmer im Köthener Schloss ihr Schauplatz; denn das Amt bestand eigentlich nur dem Namen nach. Von Köthen aus besucht Bach Hamburg, um vor Reindens, dem schon fast 100jährigen Meister, auf der Orgel der Katharinenkirche zu spielen. Er begeistert ihn so, daß dieser ihn mit den Worten umarmt: „Ich dachte, diese Kunst sei ausgestorben. Nun ich sehe, daß sie in Ihnen noch lebt, will ich in Frieden heimgehen.“ Wenige Tage darauf ist Reindens entschlafen.

Plötzlich verwitwet, heiratet Bach nach anderthalb Jahren seine hochmusikalische Schülerin Anna Magdalena, die ihm eine neue glückliche Ehe und zu den 7 Kindern seiner ersten 13 weitere schenken sollte. Nach einer Woche folgt ihm sein fürstlicher Gönner vor den Altar, doch dessen un-künstlerische Gattin entfreundet ihn der Musik.

So scheidet Bach nach sechs Jahren innigen Einvernehmens von Köthen und übernimmt das Kantorat an der Thomaskirche zu Leipzig, das er dann 27 Jahre lang bis zu seinem Ende innegehabt hat. Im Gesangschor dieser ältesten Pflanzstätte der Musik in Deutschland, schon 1212 gegründet, hängt von ihm ein Bildnis nach dem Leben, das seine eigentümlich tühne Mischung zeigt von Ernst und Schalk, Strenge und Schelmerei, Geist und Sinnhaftigkeit: Leipzigs teuerster Bach-Besitz außer seinen Gebeinen in der Thomaskirche. In der Thomaskirche finden noch heute allwöchentlich an der Stätte seines Wirkens die Aufführungen der „Thomaner“ statt. Trotz mancherlei

Streit und Leid ging Bachs Schaffen erst hier in die letzte Höhe und Breite. Erblindet distanziert er weiter, öffnet unerwartet noch einmal die Augen, als wollte er diese geliebte Welt zum letztenmal umfassen, und schließt sie dann am 28. Juli 1750, 65jährig, fröhlich für immer.

Drei Jahre vor dem Heimgang wurde ihm sein rührendstes Erlebnis beschied: Preuhens größter König huldigte dem größten Künstler seiner Zeit, der da, soeben in Potsdam angekommen, noch im staubigen Reiserock vor dem entzückt lauschenden Friedrich dem Großen so herrlich phantasierte, daß der sonst so zurückhaltende Monarch, hinter dem Stuhl des einfachen Kantors stehend, voll Bewunderung ein über das andere Mal in den Ruf ausbrach: „Es gibt nur einen Bach!“ Die ganze Welt stimmt seitdem in diesen Jubel ein.

Episoden aus dem Leben Johann Sebastian Bachs

Erzählt von Karl Friedrich

Der zehnjährige weilt als Chorknabe in Lüneburg und pilgert von dort bisweilen zu Fuß nach Hamburg, um sich bei bedeutenden Organisten im Orgelspiel zu vervollkommen. Diese Reisen sind mit vielen Entbehrungen verknüpft. Als Johann Sebastian eines späten Nachmittags wieder einmal auf ungestörten Pfaden heimwärts zieht, läßt er sich müde vor einem Wirtshaus nieder und atmet gierig die Düste ein, die aus der Küche dringen. Da öffnet sich über ihm ein Fenster, zwei Heringsköpfe fallen ihm vor die Füße. Der hungrige Knabe bückt sich hastig danach und findet zu seinem freudigen Erstaunen in jedem einen dänischen Dukaten. Ein unbekannter Freund hat ihm auf diese Weise geholfen; und Bach kann kurz darauf eine zweite Fahrt nach Hamburg unternehmen.

Als junger Organist hat der künftige Großmeister in Weimar eine üble Begegnung mit einem trunkenen Radaubruder. Dieser, ein Jagottist, fühlt sich durch eine strenge Kritik Bachs beleidigt und dringt in Gesellschaft mehrerer Gymnasialisten mit dem Stock auf ihn ein, um eine Entschuldigung zu erpressen. Aber Bach setzt sich mit seinem Degen unerischroden zur Wehr, und der Radaubruder muß schließlich gar um Gnade winseln.

Nachdem er in Lübeck gewesen, um daselbst Meister Buxtehudes Orgelspiel kennenzulernen, überrascht der rastlos vorwärtstrebende Künstler die verdurhten Kirchenbesucher von Weimar mit ganz ungewohnten Neuerungen. Er begleitet den Choralgesang mit solcher Freiheit, daß die fromme Gemeinde hilflos zwischen den fremden Altorden nach der Melodie sucht. Bach wird nach wiederholter Vermahnung neuerdings vor ein hohes Konfistorium zitiert. Hier verweist man ihn denn nicht nur dieser Neuerungen, sondern bemängelt auch, er habe „bisher etwa gar zu lang geipchelt, nachdem ihm aber vom Herrn Superintendenten derwegen angezeigt gekehren, währe er gleich auf das andere extremum gefallen und hätte es zu kurz gemacht“.

Bach behauptet später einmal seinem Freunde Walthers gegenüber, er sei inständig, jedes beliebige ihm vorgelegte Stück fehlerlos vom Blatt zu spielen. Als er nun wenige Tage darauf eben jenem Walthers einen Besuch abstatten will, muß er eine Weile warten, und da gerade ein Klavier im Zimmer steht, beginnt er aus einem aufgeschlagenen Notenheft zu spielen. Er bleibt indes bei einer schwierigen Passage stehen und fängt von vorne an. Aber als er ein zweites Mal stolpert, hört er im Nebenzimmer Lachen und merkt, daß man ihn in eine Falle gelockt hat. Trotzdem besteht das Urteil seines Amtsgenossen Gesner zu Recht, der also über ihn geschrieben hat: „Ich bin sonst ein großer Verehrer des Alterthums aber ich glaube, daß mein Freund Bach . . . viele Männer wie Orpheus und zwanzig Sängere wie Arion in sich schließt.“

Der zehnjährige

Von der heißen Musikliebe des zehnjährigen Johann Sebastian Bach berichtet Jof. Seiling. Er erzählt, daß Johann Sebastian, der als Balthasar bei seinem Bruder, dem Organisten in Ohrdruf, lebte, sich einst ein Buch mit Klavierstücken von den damals bekanntesten Meistern erbat. Der Bruder schlug die Bitte ab. Das begehrte Buch lag in einem mit Gittertüren verschlossenen Schrank. Der kleine Mann konnte mit seinen Händen noch gerade durch die Gitterstäbe hindurchslangen und er holte das Buch heimlich beim Mondenschein heraus. Ohne Licht schrieb er des Nachts beim Mondenschein das ganze Buch ab, die Arbeit eines halben Jahres. Als dann der Bruder die Abschrift entdeckte, nahm er sie ihm weg und Johann Sebastian bekam sie erst nach des Organisten Ableben zurück.

Ueber einen Kritiker

Daß der Meister erster Musik auch Humor besaß, beweist eine Anekdote, die Zelter in einem Brief an Goethe mitteilt. Ein Freund fragte Bach eines Tages: „Haben Sie Marpurgs Kritik über Ihre neueste Fuge gelesen? Er urteilt recht streng darüber.“ — „Nein“, gab Bach zur Antwort, „aber so streng hat er sich schon in seiner ersten Kritik über mich gezeigt; doch was ist da zu machen? Denn wenn ihm seine eigenen Fugen so gefallen, wie können alsdann die meinigen ihm gefallen?“

Bachs Sohn

Bekanntlich gab Bach auch vor Friedrich dem Großen Proben seiner Kunst. Nach dem Empfang schritt der König mit ihm durch die verschiedenen Räume des Potsdamer Schlosses, in denen Silbermannsche Klaviere standen. Bach probierte sie durch, um sich schließlich für das Klavier im Konzertsaal zu entscheiden, das er für das klangreichste erklärte. Er führte auf diesem Instrument ein vom König gegebenes Fugenthema aus dem Siegreis durch und fand allgemeine Bewunderung. Dann improvisierte er auf Friedrichs Wunsch noch eine sechsstimmige Fuge und bewährte damit glänzend seine Meisterschaft. Schließlich spielte auch sein Sohn Friedemann, dessen grobartige, aber düftere Phantasien auf der Geige nicht den Beifall des Königs fanden. „Der Friedemann“, sagte er zu dem Vater, „ist ein genialer Kopf, aber ohne Zucht und Ordnung, was ihm noch das Leben zerstören wird.“ Eine Weissagung des großen Menschenkenners, die sich buchstäblich erfüllte.

Gaben Gottes

Von Wilhelm Ors

Nimm den Abend, nimm den Morgen,
Nimm den Tag, wie Gott ihn gibt!
Nimm das Leid und nimm die Sorgen,
Glück und Freude, stillgeliebt!

Immer mußt du daran denken,
Daß es Gottes Gaben sind,
Und daß all sein Tun und Schenken
Heilig Gut dem Menschenkind.

Großvater erzählt seine Geschichte

Sitze von Hilde Marie Bräde

Tünnermanns Mutter half Ruhlmanns Mutter beim Kartoffelhaden aus, weil diese Witwe war, noch kleine Kinder hatte und das große Ackerstück allein nicht bewältigen konnte. Dabei erzählte die Ruhlmannin, daß der Fritz Brodmeier in der Wirtshaus eine Schlägerei angefangen und sogar das Messer gezogen habe. Tünnermanns Mutter gab darauf die merkwürdige Antwort: „Ich habe ja mein Schweinefutter noch auf dem Herd stehen, und Lieschen ist nicht da. Das locht über.“ Sie warf die Hade hin und stapfte in ihren schweren Holzschuhen den schmalen Feldweg hinan.

Als sie zu Hause in die niedrige Küche trat, stand Lieschen am Herd und buk Kartoffelpuffer. Ein Schweinefuttertopf war nicht zu sehen. Tünnermanns Mutter schien das in Ordnung zu finden. Sie lehnte sich auf den Schemel neben den Herd und sagte langsam: „Der Fritz hat sich in der Wirtshaus wieder geschlagen und zuerst das Messer gezogen.“ Der Mädchens Antlitz überzog sich langsam mit einer dunklen Röte, und ihre sanften blauen Augen sahen erschreckt auf die Mutter, aber sie sagte nichts. Als die Frau von ihrer Tochter keine Antwort bekam, stand sie langsam auf, strich ihre Schürze glatt und ging wieder auf das Kartoffelfeld.

Ruhlmanns Mutter mußte noch eine Menge des schönsten und sogar allerneuesten Dorfklatsches zu erzählen, aber Tünnermanns Mutter hörte so wenig zu, daß die Erzählerin ernstlich böse wurde und sich vornahm, den Handwagen zum Schrotholm acht Tage lang nicht mehr von Tünnermanns, sondern von Schwiefen zu borgen. Das hatte die davon.

Als Tünnermanns Mutter gegen Abend nach Hause kam und sah, daß Lieschen rot geweinte Augen hatte, band sie sich eine reine Schürze vor, schlug ein Tuch um die Schultern und ging zum jungen Brodmeier.

Er lag auf der Holzpritsche neben dem hohen Stubenofen lang ausgestreckt und schlief. Doch als der struppige kleine Hund, der zwischen seinen Beinen lag, wild zu kläffen begann, wachte Fritz auf. Mit einem Satz sprang er empor, so daß der Hund beinahe gegen den Ofen sprang. „Das ist schön, daß Ihr mich bald besucht. Kommt jetzt Euch.“

Tünnermanns Mutter winkte ab. „Lieschen hat vorhin gemeint — wegen der Schlägerei in der Wirtshaus. Und heute geht Du mal zu meinem Vater, Fritz, und läßt Dir von ihm seine Geschichte erzählen, und dann kommst Du bei uns vor.“

Lieschens Großvater wohnte weit außerhalb des Dorfes in einem weichen Häuschen am Rande des Waldes. Man mußte, um dorthin zu gelangen, über eine Brücke gehen, denn das Haus wurde ringsum von einem durchsichtig klaren Bache umflossen, den in dieser Frühlingszeit hüben und drüben ein breiter Bergisemeinnichtsaum zierte.

Der Alte sah in dem Häuschen am Fenster und schaute in das rote Gold der untergehenden Sonne. Neben ihm auf der Fensterbank blinzelte ein schwarzweißes Käzchen. Als Fritz in die dämmerige Stube trat, befaß der Alte, ohne den Kopf zu wenden: „Hol Dir den Stuhl vom Ofen, Fritz, und setz Dich mit ans Fenster.“ Dann schaute er in die Bergisemeinnichtspracht am Bach. „Solche Augen hat sie gehabt — wie die Bergisemeinnicht — nur noch schöner“, meinte er vorjennen. „Das kleine Lieschen hat auch solche Augen — so blau und sanft — der Fritz will sie heiraten — nun schick ihm mein Mädchen, und ich soll ihm das Haus verkaufen — gerade ich. Wenn sie das noch erlebt hätte, die Elfe!“ — „Aber woher wißt Ihr denn, daß mich Tünnermanns Mutter geschickt hat und das mit dem Kaufen“, fragte der Fritz erstaunt. „Min Sohn“, antwortete der Alte und wandte dem Jungen, der ihm jetzt gegenüber saß, sein zerfurchtes, wetterhartes Gesicht mit dem langen, weißen Bart zu, „wenn Du erst einmal wie ich die Leute von inwendig anschaust, dann weißt Du auch mehr als die anderen.“

Er fing ohne weitere Aufforderung an zu erzählen, langsam und zitternd, mit einem kleinen Singen im Tonfall: „Als ich so alt war wie Du, nannten mich die Leute den Stecherfranz, weil ich immer da, wo es eine Keilerei gab, zuerst dreinschlug. Ich war verärrt, und es hieß, ich suchte Grund zum Streit, weil es mir Spaß machte, den Kameraden meine Stärke zu zeigen. Daß ich mich freute zu sehen, wie sie zitterten, wenn ich mit dem Arm ausholte — ist auch wohl wahr gewesen.“

Beim Kranzreiten verliebte ich mich dann in meine Elfe. Du weißt, sie ist später Lieschens Großmutter geworden. Die Leute schüttelten wohl die Köpfe, weil das sanfteste Mädchen den wildesten Burken heiratete. Aber sie lachte darüber, denn ich hatte ihr versprochen, mich nie mehr in rohe Hände einzulassen. Und sie glaubte mir felsenfest.“

Das ging so gut, zwei, drei Jahre Unser Junge konnte schon sprechen, und das Mädchen lag in der Wiege. Da hielt ich es nicht mehr aus. Elles sanftes Gesicht wurde mir über. Ich ging ins Wirtshaus, da konnte ich mit der Faust auf den Tisch schlagen, ohne daß sich ein Augenpaar mit Tränen füllte. Die Männer lachten nur und schlugen mit, daß die Gläser klirrten.“

Zu Hause blieb ich immer lesterer, denn ihre großen, verweinten Augen waren mir unangenehm. Sie sagte nie etwas, kein Vorwurf, kein Erinnern an das Versprechen, aber ihre Wangen wurden blaß und schmal; und sie beugte den Kopf vornüber, als hätte sie auf dem Nacken eine Last zu tragen. Mir tat das leid, aber gleichzeitig reizte mich dieses schweigende Dulden, und — wenn ich viel getrunken hatte — fuhr ich sie hart an. Je mehr mir ihr Schmerz auf der Seele brannte, um so häßlicher wurde ich zu ihr. Um mich selbst zu betäuben, machte ich mir in Wutanfällen Lust. Und im Wirtshaus vergaß ich mein Leid. Ich habe sie auch geschlagen.“

So ging das viele Jahre. Die Kinder wurden groß, und das Mädchen half tüchtig im Haushalt, denn die Mutter war kränklich geworden. Der Pfarrer hat manchmal von ihren Augen gesagt: „Sie haben alle Todessehnsucht der vom Leben Ermatteten in sich aufgesaugt und spiegeln sie fortwährend wider.“ Trüb ist es gar zu bunt, so sagte sie leise: „Ich möchte einmal nur für ein viertel Jahr allein im Bergisemeinnichtshäuschen am Waldestrande wohnen, ganz allein, ohne Menschen.“ Sie sprach das mit einer so leidenschaftlichen Sehnsucht, daß der Junge beschloß, der Mutter das Häuschen heimlich zu kaufen. Es stand zu der Zeit schon mehrere Jahre leer, denn niemand mochte in der Einsamkeit so weit vom Dorfe wohnen. Die Gemeinde war froh, daß sie es billig loszuschlagen konnte.

Jeden Tag ging der Junge nun nach Feierabend zum Walde, zimmerte und strich an dem Häuschen herum, bis er es so schön hergerichtet hatte, daß es für seine Mutter gerade gut genug war. Eines Tages kam er eilig angezant und rief schon am Hauseingang: „Mutter, Dein



Haus ist fertig, morgen kannst Du einziehen, ich habe es für Dich gekauft!"

Aber die Mutter gab keine Antwort. Sie lag zu Bett und bereitete sich auf den Tod vor. Als der Junge an ihr Lager trat und sich besorgte über sie beugte, strich sie ihm über die Haare und sagte: „Morgen werde ich wohl nicht mehr hier sein, mein guter Junge. Alle meine Wünsche sind Blümlinge geblieben, aber der letzte wird mir erfüllt werden. Ich darf sterben.“

Zwei Tage später schlief sie ein. Ich habe an dem Sarge gelegen und geschrien, sie solle wieder aufwachen. Ich habe ihr da alle die Geständnisse der Liebe und Dankbarkeit gemacht, die ich bei ihren Lebzeiten nicht herausbrachte, wenn ich diese wehen Augen auf mich gerichtet fühlte. Ins Wirtshaus bin ich nicht mehr gegangen. Der Junge hat mir das Haus später geschenkt, denn er meinte, die Mutter würde es auch gutheißen, wenn sie sähe, wie ich anders geworden sei. Ich nahm es an, weil ich allein sein wollte, fort von den Menschen. Verdient habe ich es nicht — ich kann das überhaupt nicht wieder gutmachen und doch möchte ich, daß ich bald zu ihr käme — zu meiner Elterin.“

Der alte Mann schloß erschöpft die Augen und rührte sich nicht. „Er mag mich nicht mehr sehen, er schämt sich“, dachte Fritz, stand ganz leise auf und ging den Weg zurück ins Dorf.

Es war beinahe Mitternacht, aber bei Tünnermanns brannte noch Licht. Fritz trat ein und sagte zu Lieschen, die allein in der Stube saß: „Ich war bei Deinem Großvater.“ Und dann ganz leise: „Ich glaube, wir zwei können es doch versuchen.“ Er nahm ihre Hand. Lieschens große blaue Augen richteten sich voll froher Zuversicht auf ihn. „Wie bei der Großmutter“, dachte er.

Die Ehe zwischen Fritz und Lieschen sollte die glücklichste im Dorf geworden sein. Und wollte der Fritz wirklich einmal mit der Faust auf den Tisch schlagen, so brauchte Lieschen nur zu sagen: „Wilst Du nicht einmal wieder zum Großvater gehen?“ Und alles war wieder gut.

Die Hornisse

Skizze von Alfred Manns.

Ernst Wille hatte im Auftrage einer wissenschaftlichen Gesellschaft und einiger großen Museen eine Forschungsreise in die rätselhaften Gebiete der Amazonasnebenläufe unternommen und war nun nach fünfjähriger Abwesenheit in die Vaterstadt zurückgekehrt.

„Weißt du“, sagte er zu Fritz Furken, „jetzt kann ich es Dir sagen: Nur Deinetwegen bin ich damals in die Wildnis gezogen. Ich konnte Dein Glück an der Seite Deiner Frau nicht ertragen.“

Fritz schien etwas sagen zu wollen, aber der Freund legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ich habe überwunden, wenigstens bin ich meiner Selbstbeherrschung sicher.“

„Ich glaube nicht, daß Du mir eine Beichte schuldig bist“, entgegnete Furken, „denn es wird nichts darin vorkommen, was mich peinlich berührt.“

„Es kann Dir ja nicht unbekannt geblieben sein, daß Hans Alten und ich ebenfalls bis über die Ohren in Dorchens Siegel verliebt waren. Trotzdem sind wir drei Freunde geblieben. Nun, als ich sah, daß Dorchens Wahl ganz offensichtlich auf Dich gefallen war, reiste ich ab. Ich habe Dorchen sehr lieb gehabt, und ich bin nicht sicher, ob nicht noch heute große Bestände dieser Zuneigung bei mir vorhanden sind. Ich will Dir nicht ins Haus schneien, bevor ich Dir das ganz ehrlich gesagt habe. Sie war mir das Ideal der sanften Frau. Keine von denen, welche die Schärfe weiblichen Wiges durch alle Mittel zum Ausdruck bringen wollen und danach trachten, die Gleichwertigkeit ihrer Intelligenz gegenüber dem Manne triumphal zu beweisen. Ich muß da immer an Gertraude denken, die war dieser Art.“

„Hm, o, bitte fahre fort.“

„Uns Deutschen liegt es eben wie eine Jahrhundert alte Tradition im Blute, daß der Mann zum Beschützer des Weibes bestimmt ist, das sich vertrauensvoll auf seine Kraft verläßt.“

Fritz hob den Kopf. „Ja, oft wachsen diesem Weibe unter der sametweichen Haut Stachel um Stachel, an denen sich der Mann zu Tode stechen kann, langsam, ganz langsam.“

„Du redest sonderbar, Fritz. Du siehst mir nicht aus, als ob Du Erfahrungen dieser Art hättest machen müssen.“

„Aber trotzdem, nach Maßgabe ihrer physischen und seelischen Kräfte mag ich bei einer Frau nicht Entschlossenheit und opferwilligen Mut entbehren.“

Ernst legte dem Freunde die Hand auf den Arm: „Und diese Stärke besitzt Deine Frau ebenfalls?“

„Ja, die besitzt sie.“

„Das mußt Du mir erklären. Aber willst Du mir zuerst sagen, wie ihr einig wurdet?“

„Durch Blut. Jawohl. Es stimmt, ich war in das liebe hübsche Dorchen wahnsinnig verliebt und wußte, daß meine Neigung erwidert wurde. Du verschwandest plötzlich; ich ahnte, warum. Aber da blieb noch Hans Alten, der aus Liebe zu Dorchen ebenso krank war wie ich selbst. Hans ist mir stets ein lieber Freund gewesen und ist's auch heute noch, der arme Kerl.“

„Armer Kerl? Wieso, ist ihm etwas zugestoßen?“

„Laß mich erzählen, das hängt alles mit dem Blut zusammen. Wenn auch natürlich Dorchen die Wahl zwischen uns beiden frei haben mußte, hielt ich es doch für Ehren- und Freundespflicht, Hans die gleichen Chancen zu geben. Aus diesem Grunde hatte ich eine Aussprache mit der Geliebten vermieden. Schließlich raffte ich mich auf, redete offen mit Hans und lud danach Dorchen und Alten zu einer Autofahrt ein; außerdem Gertraude, die erst nach längerem Zögern zugab. Hans und ich wollten nach Ostendorf, uns mit Dorchen im Gehölz ergehen und dort unser Schicksal fällen.“

Wir fuhren also eines Tages mit meinem Auto gen Ostendorf. Ich lenkte, und neben mir saß Dorchen, hinter uns Hans Alten mit Gertraude. Auf halbem Wege ging die Straße über den Dünenrücken einer Heidelandschaft. Vor uns fuhr in bedächtigen Schritt der Altkarwan eines Bauern. Kurz bevor ich das friedliche Gefährt links überholen konnte, setzte sich — so erzählte der Bauer später — eine Hornisse auf den Kopf des einen Tieres, das im Schreck quer über die Straße ging. Ich bremste, ohne Rücksicht auf meine Fahrgäste, aber es half nichts, mein Wagen raste in voller Fahrt gegen einen Straßenbaum.

Es ist ziemlich gnädig gegangen, nur ich wurde ernstlich verletzt, und auf Minuten verlor ich das Bewußtsein, weil die Schädelwunde und der Blutverlust nicht so ganz geringfügig waren.“

„Und dann habt Ihr Euch trotz Deiner Verwundung noch ausgesprochen?“ fragte der Forscher. „Fürchtest Du denn nicht, isofern bei Dir überhaupt noch Zweifel an Dor-

chens Liebe bestanden, daß weibliches Mitleid einen parteiischen Ausschlag geben würde!“

„Nein, dazu hatte ich keine Veranlassung, denn als ich die Augen wieder öffnete, sah ich über mir ein paar strahlende glückselige Frauenaugen.“

„Du Glücklicher. Aber das hättest Du ja vollkommen unblutig ohne das Automobilabenteuer haben können.“

„Wie im Leben“, rief Fritz lehrhaft. „Es geschah hier eines jener seltenen Wunder, bei denen ein Zufall die Hemmungen von Stolz und Zurückhaltung ausschaltet, wo blutig sich Seele zu Seele findet, wo man sich anblüht und nur das eine empfindet: Du bist ich, und ich bin Du.“

„Das war aber doch nichts Neues.“

„Jawohl war es das, denn die Augen, die mich noch heute, noch täglich in gleicher Weise anstrahlen, waren nicht Dorchens Augen, und damit Du es nun endlich weißt: meine Frau heißt Gertraude.“

Ernst trank sein Glas aus und erhob sich. Der Freund drückte ihn zurück auf den Stuhl. „Nicht böse sein, mein Alter. Die Erinnerung hatte mich so mächtig gepackt, wie es mich reizte, alles noch einmal so wiederzugeben, wie es kam, und Deine Fragestellung bestärkte mich darin.“

„Das ist stark“, entgegnete der Forscher, „ich verstehe immer noch nicht.“

„Dann lasse mich über den Automobilunfall weiter berichten. Als ich vor dem quer stehenden Pferde abbog, geriet der Wagen auf der Straßenkuppe ins Rutschen. Ich flog nach vorn in die dicke Scheibe und verlor das Bewußtsein. Gertraude aber besaß Geistesstärke genug, von hinten her die Bremse zu erfassen, wodurch der Anprall gegen den Baum sehr gemildert wurde.“

„Und Dorchen?“

„Deren erster Gedanke war: Hinaus zum Auto. Hans folgte ihr, da er sie verkehrt wählte. Er hat sie geheiratet. Aber sie ist nicht sanft geblieben. Die Stacheln kamen, und seit einem Jahre sind sie geschieden. — Du hast Ausflüchten, Ernst.“

Wohl fünf Minuten sprach der Forscher kein Wort; er konnte mit alledem nicht fertig werden. Schließlich reichte er dem Freunde beide Hände. „Das ist auch beinahe wie im Urwald. Nimm mich mit zu Deiner Frau, ich möchte sie kennen lernen.“

Hafelhecken

Von Heinrich Schwaneg

Die Hafelhecken blühen schon
Dahinten tief im stillen Walde,
Sie rütteln an des Winters Thron
Und spotten seiner strengen Fron
In Flur und Feld und Heide und Halde.

Ein leiser Wind trägt Blütenstaub
Auf seinen weichen schnellen Schwingen
Huscht über längst verdorrtes Laub,
Um seinen holden, goldenen Raub
Der wintermüden Welt zu bringen.

Die Hafelkästchen taumeln leicht,
Wie Sammet weich, an braunen Zweigen.
Im nahen Tann der Tauber leicht.
Mir ist, als müßte über Nacht
Der langersehnte Lenz sich zeigen.

Buntes Allerlei

Wie Karl Duisberg einen neuen Farbstoff fand

In einem Samstagmorgen besuchte Duisberg seinen Laboratoriumsjungen Heinrich Dornseif, seinen Arbeitstisch abzuräumen. Von dem, was sich nun ereignete, erzählt er selbst:

„Als ich ihm ein Becherglas nach dem anderen zuschob, fiel mir bei einem der schönen rotfarbigen Niederschlag auf. Ich konnte mich nicht entsinnen, etwas Ähnliches gesehen zu haben, und Dornseif wußte auch nur zu melden, daß das Glas schon länger, mindestens acht Tage gestanden hatte. Bei der näheren Untersuchung fand ich dann, daß es sich um einen Versuch zur Herstellung von Kongo-Rot aus Tetrazolblau gehandelt hatte. Diesmal war mir das Glück hold gewesen und der große Wurf gelungen. Der Farbstoff war nicht nur in quantitativer Ausbeute, sondern auch in einer Schönheit und Pracht entstanden, die im Vergleich zu Kongo nichts zu wünschen übrig ließ, im Gegenteil, dieses noch übertraf... Durch Zufall war so gelungen, was auch heute noch die Quintessenz unseres Verfahrens ist. Nur meiner Beobachtungsgabe war die Veränderung nicht entgangen, die sich äußerlich vollzogen, indem das dunkelbraune Zwischenprodukt sich langsam in den roten feurigen Niederschlag des Farbstoffes durch Stehen umgewandelt hatte. Hätte ich die Veränderung des Farbstoffes in dem Becherglas nicht beobachtet — wer weiß, ob ich überhaupt schon damals auf diesen, auch für den umfassenden Schatz der ganzen substantiven Farbstoffchemie so wichtigen Reaktionsverlauf gekommen wäre.“

Abbau der Titelwirtschaft

Seit längerer Zeit sind Bestrebungen im Gange, die völlig unberechtigten Titelbezeichnungen, insbesondere der Ehefrauen, die sich mit dem Titel ihres Mannes antönen lassen, zu beseitigen. Einen energischen Schritt in dieser Hinsicht unternahm jetzt die Reichspost. In kurzem wird das neue Fernsprechverzeichnis für die Reichshauptstadt erscheinen, erfreulicherweise wiederum in etwas stärkerem Umfange als im Vorjahr. In dem neuen Fernsprechverzeichnis kommen nun erstmalig alle Titelbezeichnungen in Wegfall, die die Witwen früherer Träger betreffen. Wenn also noch im letzten Fernsprechbuch in zahllosen Fällen die „Frau Geheimrat a. D.“ oder „Frau Oberamtmann a. D.“ zu finden war, so wird man in Zukunft nur noch die Telefonanschlüsse der Frau Eva Müller oder der Frau Frieda Krause bzw. finden.

Ein Keistag für Tokio

Im Mai dieses Jahres wird Tokio einen Keistag erleben, einen Tag, an dem es jedem Japaner verboten sein wird, etwas anderes zu sich zu nehmen als Reis. Die Stadtverwaltung von Tokio bezweckt mit dieser Verordnung, der unverkennbaren Verweigerung der Sitten entgegenzuarbeiten und die Bevölkerung wieder zu einer einfachen Lebensweise zurückzuführen, wie sie in den Vorkriegsjahren üblich war. Der Reis soll an dem noch näher zu bestimmenden Tage im Mai 1935 gleichzeitig als japanisches Nationalgericht proklamiert werden, man wird auf alle Weise für die Reisaahrung Propaganda machen.

Ein Hund erhält die Rettungsmedaille

Ein französischer Skifahrer namens Rubelle war in den Alpen verunglückt. 36 Stunden lag der Unglückliche mit gebrochenen Beinen in Eis und Schnee auf einem fast unzugänglichen Gipfel im Balloiremassiv und wäre bestimmt nicht mit dem Leben davongekommen, wenn ihn nicht ein Schäferhund vor dem Erfrieren bewahrt hätte. Der Hund hielt die ganze Zeit bei

dem Verunglückten, den er aufgespürt hatte, aus und wärmte ihn mit seinem Körper, bis die Rettungsmannschaften zu ihm vorgezogen waren. Der Hundezüchterverein von Grenoble hat sich an die französische Regierung den Antrag gestellt, den Hund mit der Rettungsmedaille auszuzeichnen und seine Verpflegung auf Lebenszeit zu übernehmen.

22 Mal gleichzeitig verheiratet

Die Polizei hat jetzt einen internationalen Hochstapler verhaftet, dessen Spezialität der Heiratschwindel war. Aber während andere „Kollegen“ seiner Art in der Regel darauf absehen, sich in den Besitz der Ersparnisse heiratslustiger Mädchen und Frauen zu legen, machte er es umgekehrt. Er heiratete nämlich wirklich. Aber dann verließ er nach kurzer Zeit seine junge Frau und heiratete wo anders eine andere, sodas man schon sagen kann, die Ehe war seine große Leidenschaft. Wer er eigentlich ist, hat sich bisher noch nicht feststellen lassen; denn bei einer Hausdurchsuchung fand man Pässe und ordnungsgemäß ausgestellte Ausweispapiere auf 20 verschiedene Namen. Da er mindestens ein halbes Duzend der auf dem Balkan gebräuchlichsten Sprachen beherrscht, ist auch seine Nationalität nicht festzustellen. Wahrscheinlich ist es ein gebürtiger Ungar. Er kann aber ebenjogut auch ein Serbe, Kroat oder Slowake sein. Uebrigens besaß er auch deutsche Ausweispapiere. Bisher ist lediglich der Nachweis geblüht, daß er zwischen 1919 und 1934 sich 22 Mal verheiratet hat, ohne daß auch nur eine einzige Ehe geschieden worden ist. Wahrscheinlich besitzt er noch ein paar Ehefrauen mehr, sodas ihm neidlos der Reford in Eheschließungen zuerkennen ist. Da er seine letzte Frau in Südbulgarien geheiratet hat, wird er zunächst wegen Bigamie dort verurteilt werden. Wenn er diese Strafe verbüßt hat, wird er an die Tschechoslowakei ausgeliefert werden. Dort wird sich die gleiche Prozedur wiederholen und dann geht es weiter in alle Länder, wo er eine Frau sitzen hat. Das wird also immerhin schon eine geraume Zeitlang dauern, sodas er keine Gelegenheit mehr hat, sich neuen Ehefreunden hinzugeben. HGD.

„Nein!“

Die Berliner „Börsezeitung“ berichtet: Bei einer Trauung in der sächsischen Ortschaft Schmiedeberg spielte sich ein Vorfall ab, das nicht alltäglich sein dürfte. Der Bräutigam hatte es sich offenbar anders überlegt und antwortete auf dem Standesamt auf die Frage des Standesbeamten, ob er die Braut ehelichen wolle, mit einem prompten „Nein“. Daraufhin wurde die kirchliche Trauung abgefragt und die Leute, die sich bereits in der Kirche versammelt hatten, wurden nach Hause geschickt.

Ein Tischbuch als Familienstammbaum

Ein seltsames Familienstammbuch kann eine Familie aus Cooswig ihr eigen nennen. Es ist ein großes Leinwand, das schon dreihundert Jahre im Besitz der Familie ist und alle Namen des Mannesstammes in Stiderei enthält. Der vielleicht zufällig aufgekommene Brauch bürgerte sich so ein, daß er niemals unterbrochen wurde und nun die einzigartigste Ahnenliste er-möglicht hat.

Auch Dynamit schreckte den Bären nicht

Tief im Innern von Britisch-Kolumbien lag mitten in den ungeheuren Wäldern ein einsames Lager, von dem aus die Vermessungsarbeiten für eine neue Bahnlinie betrieben wurden. Seine einsamen Bewohner hatten in der letzten Zeit unter den häufigen Besuchen eines Bären zu leiden, der ihnen fast täglich einen Besuch abstattete, um sich an den Vorräten oder Abfällen — so genau nahm er es damit nicht — gütlich zu tun. Um das Tier unbedenklich zu machen, versuchte man es zunächst mit Stroh-nin. Aber Meister Pey schien nach dem Genuß der giftgetränkten Brocken nur noch Appetit auf mehr zu verspüren. Darauf ließ ein das Lager besuchender Arzt an einer Stelle, die der Bär regelmäßig aufsuchte, eine Schachtel mit Morphiumpillen fallen, deren Inhalt zwei Duzend starke Männer ohne weiteres ins Jenseits befördert haben würde. Aber auch diese Speise vertrag der Bär; ein bei ihm sonst nicht gewohntes unwilliges Brummen, das man in den nächsten Tagen wahrnahm, war das einzige Zeichen, daß die Pillen ihm einiges Unbehagen zu verursachen schienen, aber eine Woche später erkreute er sich offenbar schon wieder des besten Wohlseins. Ein neuer Versuch wurde gemacht. Der griechische Lagerloch lodte das Tier, das, fast schon zahm geworden, ihm willig folgte, eine Strecke vom Lager fort in den Wald, reichte ihm dort eine dicke mit Honig bestrichene Dynamitpatrone, deren Lunte er vorher anzündete, und wartete, bis Meister Pey die verhängnisvolle Gabe im Rachen hatte. Dann machte sich der Küchengehaltige in langen Schritten davon. Eine dazwischenliegende Explosion wurde gleich darauf im Lager vernommen. „Seht Ihr, jetzt haben wir's geschafft!“ rühmte sich stolz der Grieche seiner Heldentat. Aber die Freude war verfrüht. Zwei Stunden später — der Koch hatte gerade einen Eimer Kartoffeln geschält — erschien der Bär auf der Bildfläche und führte sich ohne weiteres die schönen Knollenstücke zu Gemüte. Meister Pey sah zwar ein wenig mitgenommen aus: Im Gesicht sekte hier und da ein Stückchen Haut, eine Augenbraue war verschwunden, und er hinkte auf einem Bein, aber sonst war er der alte. Nunmehr gab die Lagerinsassen den Kampf auf. Nun durfte sich ihr alter Feind frei im Lager bewegen und erhielt die besten Lederbissen. Ein Bär, dem selbst eine explodierende Dynamitpatrone nichts anzuhaben vermag, ist eben gesättigt und muß dementsprechend behandelt werden.

Präsident Roosevelt vermietet sein Haus

Der amerikanische Präsident Roosevelt scheint sich auf seinem Präsidentenposten sehr sicher zu fühlen. Vielleicht hat der Erfolg der letzten Wahlen ihn dazu veranlaßt, sein Privathaus in Newport zu vermieten, und zwar für dreieinhalb Jahre, d. h. noch über die Zeit der im Jahre 1936 stattfindenden Präsidentenwahl hinaus. 20 000 RM. Miete soll die Villa, die 14 Zimmer und 5 Badezimmer enthält, jährlich bringen.

Wer weiß, ob es wahr ist!

In London erzählt man sich neuerdings eine kleine niedliche Geschichte von der Verlobung zwischen Prinz Georg und der Prinzessin Marina. Für die Echtheit dieser Begebenheit will sich zwar niemand so richtig verbürgen, aber da sich die Geschichte nett anhört, mag sie hier verzeichnet sein, selbst auf die Gefahr hin, — lebenswürdig erfunden zu sein. „Er“ hatte „Sie“ zuerst in einem französischen Schloß gesehen und sich auf der Stelle in die schöne Prinzessin verliebt. Die jungen Leutchen fanden Gefallen aneinander, ohne gleich an eine Bindung fürs Leben zu denken. Eines Tages erzählte Prinz Georg seiner verehrten Tennispartnerin Marina, daß er die Absicht habe, zur nächsten größeren Ortschaft zu fahren, um sich dort — die Finger man-lären zu lassen. „Oh“, meinte die Prinzessin, „wenn es weiter nichts ist, so kann ich es Ihnen etwas bequemer machen.“ Sie nestelte aus ihrer Handtasche eine winzige Garnitur spitzer Sächelchen hervor, eine Schere, eine Feile, ein Messerchen und was sonst noch zu einer vorchriftsmäßigen Handpflege gehört. „Darf ich um Ihre Hand bitten, mein Prinz?“ fragte sie schelmisch den einigermaßen Verduhten. Prinz Georg streckte ihr wortlos, aber mit der ganzen Inbrust des Liebenden seine Rechte entgegen, und Marina nahm sie. Dem gewissenhaften Chronisten bleibt nur noch festzustellen, daß Prinz Georg es war, der seinerseits seine kameradschaftliche Helferin um ihre Hand — fürs Leben bat, als sie ihm die seine zurückgab.

Die bleichende Wirkung der Frühlingssonne

Schonungslos enthüllt die Frühlingssonne mit ihren hellen Strahlen alle die blanken Stellen und Schäden der Winterbekleidung, schonungslos bestrahlt sie aber auch die mehr oder weniger gelblich oder grau gewordene Wäsche, die während der langen Winterzeit, da sie auf dunklen Wäscheböden trocken mußte, ihr blendendes Weiß eingebüßt hat. Ist sie aber auf der einen Seite eine schonungslose Aufwackerin dieser Schäden, so sind ihre Strahlen auf der anderen Seite wieder unschätzbare Hilfsmittel, alle diese Uebelstände im Wäschevorrat zu beseitigen. Was keine Weiße restlos vermag, der Wäsche wieder blendendes Weiß zu geben, den bleichenden Strahlen der Frühlingssonne gelingt es in ganz kurzer Zeit. Keine Unterstützung von Chlor oder anderen Bleichmitteln ist notwendig. Hauptsache ist hierbei nur, daß die Wäsche in recht nassem Zustande den Strahlen der Frühlingssonne ausgesetzt wird und die Luft ungehindert zwischen den einzelnen Stücken hindurchstreichen kann. Zeigt sich dieses oder jenes Wäschestück besonders gelblich gefärbt, so taucht man es nach dem ersten Abtrocknen erneut in kaltes Wasser und hängt es abermals zum Trocknen in die Sonne. Nach zwei- oder dreimaligen Wiedertrocknen ist auch die hartnäckigste gelbe Tönung aus der Wäsche gewaschen. Außerdem verliert die Wäsche ihren unangenehmen Geruch, den sie während der langen Winterlagerung oder Trocknung in dumpfigen Räumen so gerne annimmt, draußen in der Frühlingsluft sehr bald. Wäsche, die im Freien getrocknet ist, duftet förmlich, und keine künstlichen Bleichmittel können so blendend weiße Farbe hervorzaubern, wie die Strahlen der Frühlingssonne das vermögen!

Falsches und richtiges Ausbraten von Fett

Es kommt bei allen Verrichtungen (und selbst wenn sie so einfach sind, wie das Ausbraten von Fett) darauf an, daß die Leichter dabei gemachten Erfahrungen beachtet werden, denn dann ist ein Mißlingen so gut wie ausgeschlossen. So werden auch beim Fettausbraten aus Unwissenheit noch manche Fehler gemacht. Die Folge ist, daß das Schmalz bald ranzig wird oder einen schlechten, faden Geschmack erhält.

Zunächst ist streng darauf zu achten, daß das Ausbraten nur bei milder Hitze vor sich geht. Unter häufigem Umrühren werden zunächst alle Grieben ausgebraten, dann wird das wasserklare Fett von den Grieben abgeseiht, worauf es alsbald zu einer schneeweißen, schmachhaften Masse erstarrt. Sie wird in einem kühlen Raum (gut verdeckt) aufbewahrt, denn Wärme, Licht und Staub schaden der Haltbarkeit und dem Wohlgeschmack. Eine recht starke Kochsalzschicht als abschließende Decke trägt gleichfalls viel zur längeren Haltbarkeit bei.

Zuweilen wird beim Ausbraten von Fett derart verfahren, daß dieses, sobald ein Teil Fett aus den Grieben abgetreten ist, sofort abgeseiht wird und zu den noch nicht fertig ausgebratenen Grieben neue Grieben hinzugegeben werden. Dieses Verfahren ist unzuverlässig, denn das in dieser Weise gewonnene Fett enthält noch zuviel Wasser und wird sich deshalb nicht lange halten. Es ist entschieden richtiger, sämtliche Fettwürfel in den Kochtopf zu tun, sie zwecks Wasserverdunstung erst eine halbe Stunde lang zu erwärmen und dann in einem offenen Gefäß ausbraten zu lassen. Das in dieser Weise gewonnene Schmalz hält sich bei richtiger Aufbewahrung jahrelang.

Warum Schaden in der Wohnung dulden?

Die in der Küche, der Speisekammer, im Heizungs- oder Bortratsteller auftretenden Schäden haben nicht nur als lästige und ekelregende, sondern auch als gefährliche Mitbewohner zu gelten, denn sie suchen als Allesfresser Ausgüsse, Müllimer und Spundnäpfe auf und können sich dort mit Krankheitskeimen behaften, die sie dann später auf Nahrungsmittel übertragen. Die Tiere lieben Wärme und Feuchtigkeit und fühlen sich deshalb in Bädereien, Galkhausflächen und Brauerelen besonders wohl. Sie treten aber auch in Wohnungen, namentlich in solchen mit Zentralheizung, oft in großen Mengen auf und halten sich dort tagsüber gern in der Küche hinter Spültischen, Wandverschönlungen oder Scheuerleisten versteckt.

Zur Bekämpfung räubt man in die als Verstecke dienenden Spalten und Ritzen reichlich gutes Insektenpulver hinein oder man streut Giftlösser (Vorsicht!) aus, z. B. ein Gemisch von Mehl oder feinem Zucker und Borax zu gleichen Teilen. Bewährt hat sich auch eine mechanische Fangmethode, die darin besteht, daß man des Abends Biergetränke feuchte Lappen auslegt. Die Schäden sammeln sich unter ihnen und können am nächsten Morgen durch Stampfen oder dergl. vernichtet werden. Wenn diese Maßnahmen hartnäckig eine Zeitlang durchgeführt werden, so ist bei einer nicht zu starken Plage mit einem Erfolg zu rechnen. Wichtig ist es, daß den Tieren nach Möglichkeit alle Nahrung entzogen wird. Es sind also Lebensmittel und Abfallstoffe dicht verschlossen und die Ausgüsse frei von Speiseresten zu halten. Liegt bereits ein Massenauftreten der Schädlinge vor, so ist es ratsam, einen zuverlässigen Kammerjäger mit der Beseitigung zu beauftragen.

Ratschläge für die Küche

Kaffe Keksorte. Zutaten: 1 Pfund Kets, 12 Eßlöffel Kakao, 12 Eßlöffel Zucker, 375 Gramm Kunsfett, 4 Eßlöffel Milch und 8 Eier. Zubereitung: Kakao, Zucker, Eier und Milch werden verrührt, dann zerläßt man das Fett und gibt die Masse hinein. Eine Königstuchensform legt man mit Pergamentpapier, das an den beiden Längsseiten über die Form hinausragt, aus. Nun beginnt man mit einer Schicht Kets, es folgt eine Schicht Masse, dann wieder eine Schicht Kets, wieder Masse und so weiter, bis die Form gefüllt ist. Den Abschluß bildet ein Schokoladenguß. Nun stellt man die Form weg und läßt sie erkalten. Nach einigen Stunden kann man die Torte aus dem Papier herausheben.

Eierlich, Einlage in eine klare Bouillonsuppe. 2 Eier verquirlt man mit etwas Milch, Muskat und Salz, legt das Töpfchen in einen größeren, mit Wasser gefüllten Topf und kocht es solange im Wasserbad, bis die Eier gestockt sind. Dann nimmt man das Töpfchen heraus und schneidet die gestockten Eier mit dem Messer in viereckige Würfel, die man nun in die Suppe legt.

Der Bienen Ausflüge im zeitigen Frühjahr

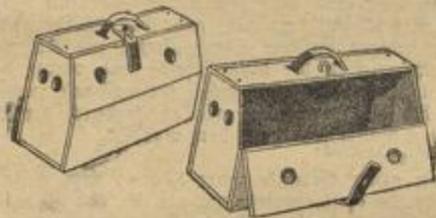
Nach langem winterlichem Innensitzen drängt es die Bienen mit aller Gewalt ins Freie. Einzelne Bienen fliegen auch bei schlechtem Wetter ab. Verwendet nun der Winter unpraktische Schieber mit zu kleinen Durchgängen, so krabbeln sich die Bienen an diesen zu Tode, oder sie erstarrten sofort unter dem Einfluß der von außen kommenden

kalten Luftströmung. Die Tote häufen sich und beschwören gefährlichen Lusthunger herauf. Die Bienen fangen an zu schwärmen, und wenn hier nicht rechtzeitig nachgeholfen wird, so findet man beim Öffnen der Beuten das Bodenbrett handhoch mit Bieneneichen bedeckt. Zwischen den Waben hängen noch einige hundert Bienen, in deren Mitte sich die Stockmutter befindet. Das Volk ist verloren. Daraus folgt, daß die Völker im Winter dauernd beaufsichtigt werden müssen. Die verwendeten Schieber müssen durchgänge von 5 Millimeter Höhe und 5 Millimeter Breite haben. Die Flugöffnungen müssen öfters untersucht werden. Im Bedarfsfalle sind sie mit einer starken Gänsekielfeder oder einem Drahtstachel zu reinigen. Um ein zu häufiges Abfliegen zu vermeiden, sind die Flugöffnungen durch herabgelassene Läden oder praktische Blenden zu beschatten.

Ein praktischer Kaninchen-Transportbehälter

Der Transport von Kaninchen in Säcken oder ähnlichen Behältern ist verboten und wird bestraft. Und das ist ganz richtig! Säcke sind nun einmal keine Transportbehälter für lebende Tiere.

Wie oft kommt es vor, daß man eine Häftin auswärts decken lassen will, oder daß ein Kammler von einem Züchter in der Umgebung benötigt wird. Da ist nun der im



Bilde gezeigte Behälter zum Transport ganz vorzüglich geeignet. Ich habe ihn mir aus einer Kiste gebaut und er wird allgemein als so praktisch befunden, daß er immer von guten Freunden und Bekannten ausgeliehen wird. (Etwas weiteres zu der Zeichnung zu sagen, erübrigt sich; sie ist so klar, daß jedes Wort über den Bau dieses Behälters tatsächlich überflüssig ist.)

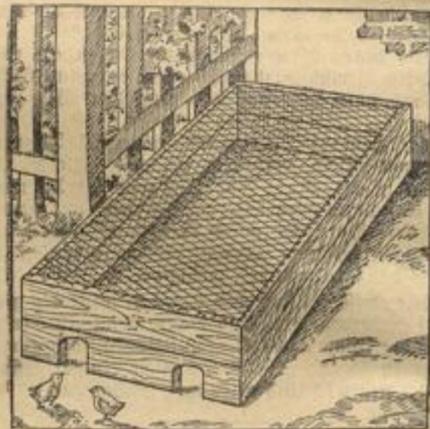
Geflügelcholera

Die Geflügelcholera ist eine in ganz Europa und auch in anderen Erdteilen weit verbreitete und außerordentlich ansteckende Seuche, die Hühner, Tauben, Gänse, Enten sowie freilebende Vögel befallt. In den letzten zehn Jahren ist diese Seuche in Deutschland erheblich zurückgegangen, was auf straffe veterinärpolizeiliche Bekämpfung (Anzeigepflicht aller Seuchenausbrüche, behördliche Ueberwachung der Geflügeleinfuhr, der Sperr- und Desinfektionsmaßnahmen usw.) zurückzuführen ist. Früher brachte uns die Geflügeleinfuhr immer wieder große Verluste. Die Ansteckung erfolgt durch Aufnahme der vorzugsweise mit dem Kot kranker Tiere ausgehiedenen Bazillen. Die Uebertragung kann durch unmittelbare Berührung mit kranken oder verendeten Tieren, aber auch durch menschliche und tierische Zwischenträger, Hunde, Mäuse, Ratten, Ungeziefer sowie auch durch Trinkwasser, Transportkörbe, Käfige usw. erfolgen. Ungünstige Haltungseinschlüsse (schlechtes Wetter, lange Transporte) können den Seucheverlauf stark ungünstig beeinflussen. Alle Tiere sind im allgemeinen widerstandsfähiger als junge. Plötzliche Todesfälle ohne irgend welche vorhergehenden Krankheitserscheinungen sind nicht selten, wie die Erkrankung überhaupt meist sehr rasch (innerhalb 2-4 Tagen) zum Tode führt. In diesen Fällen zeigen die erkrankten Tiere Niedergeschlagenheit sowie starken Durstfall mit Blutemengungen im Kot. Die Tiere bewegen sich kaum und fressen nicht, trinken aber viel. (Temperatur 43 Grad und darüber.) Unter Zudungen verenden die Tiere dann. Am verendeten Tier fehlt in den plötzlich verlaufenden Fällen jede merkliche Veränderung, meist lassen sich aber am Herzen, an der Außenhaut des Darms, an der Innenseite des Brustbeines scharf abgegrenzte punktförmige Blutungen feststellen. Die Darmschleimhaut ist an vielen Stellen mehr oder weniger flüchtig dunkelrot und glasig geschwollen oder wie überjät mit verschobenen großen Blutflecken (blutige Darmentzündung). Da

die Geflügelcholera zu den auf Grund des Reichspestengesetzes anzeigepflichtigen Seuchen (Anzeige von Seuchenausbruch oder vom Verdacht desselben an die zuständige Orispolizeibehörde) gehört, deren Bekämpfung nach amtlicher unmittelbarer Anweisung an den Besitzer erfolgt, brauchen die Bekämpfungsmagnahmen hier nicht näher beschrieben zu werden. Wichtig ist aber, daß die Trennung der gesunden und kranken Tiere sowie die vorgeschriebenen Desinfektionsmagnahmen peinlichst gewissenhaft durchgeführt werden. Die Behandlung der kranken Tiere sowie Schutz- und Heilimpfungen sind zwecklos.

So füttere ich meine Kühen!

Um zu verhindern, daß die alten Tiere zu dem für die Kühen bestimmten teuren Futter gelangen können, habe ich mir aus vier seltenen Brettern und Drahtgeflecht den im Bilde dargestellten Behälter gebaut. Es erübrigt sich, hierzu



besondere Ausführungen zu machen; bemerken möchte ich nur, daß sich die kleine Schär, viel schneller als man denkt, an diesen Futterplatz gewöhnt. In großer Eile kommt sie heran und schlüpft unter, wenn mein Töchterchen mit der Futterkühnel naht.

Wissenswertes Alerlei

In einigen Drogerien in Tokio kann man noch immer Heilmittel wie Affenköpfe, gebadene Spagen und gerösteten Haifisch kaufen.

Die Amerikaner haben ein Verfahren erfunden, Kunstseide aus Zucker herzustellen. Auch die Zucker-Kunstseide ist sehr haltbar, läßt sich färben und ist zudem wasserfest. Da Amerika lange Zeiten Ueberfluß an Zucker hatte, wurde ein Preis für eine Erfindung ausgesetzt, die es ermöglichte, den Zucker technisch zu verwerten. Die jetzt gemachte Erfindung hat aber noch den Fehler, daß sie nicht wirtschaftlich ist, da die gewonnene Seide sich zu teuer stellt.

Das Wort Parfüm stammt von dem lateinischen per fumum, „durch Rauch“. Dieser Ursprung des Wortes verrät, daß Parfüm der Rauch färbt und ist zudem wasserfest. Da Amerika lange Zeiten Ueberfluß an Zucker hatte, wurde ein Preis für eine Erfindung ausgesetzt, die es ermöglichte, den Zucker technisch zu verwerten. Die jetzt gemachte Erfindung hat aber noch den Fehler, daß sie nicht wirtschaftlich ist, da die gewonnene Seide sich zu teuer stellt.

Vielfach findet man noch heute den alten Aberglauben, daß man stets zuerst den rechten Schuh anziehen soll, weil man sonst Unglück hat. Die Erklärung für diesen Aberglauben soll darin liegen, daß nach dem Glauben der Naturvölker die guten Geister stets an der rechten Seite des Menschen schwebten, während die bösen sich an der linken aufhielten. Selbst der römische Kaiser Augustus glaubte an die Richtigkeit des alten Aberglaubens. Als er eines Tages fast einem Mordanschlag zum Opfer gefallen wäre, war er fest und fest überzeugt, daß diese Gefahr nur über ihn gekommen wäre, weil er an dem betreffenden Tage die linke Sandale zuerst angezogen hatte.

Rundfunk

Programm des Reichsenders Stuttgart

Sonntag, 24. März

- 6.35 Aus Hamburg: Hafenzkonzert.
- 8.15 Zeitangabe, Wetterbericht.
- 8.20 Nach Frankfurt: Gymnastik (Blücker)
- 8.40 Bauer, hör zu!
- 9.00 Katholische Morgenfeier
Thema: Gottesferne und Gottesnähe.
- 9.45 Morgenkonzert
- 10.45 Aus Mannheim:
Deutsches Volk — deutsches Erbe
4. Der Weg ins Reich
- 11.30 Aus Leipzig: Reichsendung: Joh. Seb. Bach
„Schau lieber Gott, wie meine Feinde“
- 12.00 Aus Ulm:
„Mit Pauken und Trompeten“
Blasmusik des Trompeterkorps des Art.-Regts. Ulm
- 13.00 Kleines Kapitel der Zeit
- 13.15 Chorgesang
- 13.50 Zehn Minuten Erzeugungsschlacht
- 14.00 Aus Frankfurt: Kinderstunde
- 15.00 „Bunte Musik“
- 15.45 Die Viertelstunde für Handel und Handwerk
- 16.00 Aus Köln: Nachmittagskonzert
- 17.00 Aus Karlsruhe: „Deutsche Schule — deutsches Lied“
- 17.30 Aus Rastatt: „Unsere Heimat“
- 18.15 „Wir reichen uns die Hände“
- 19.10 Aus Warschau: Wir Jungen!
- 19.45 Sportbericht
- 20.00 Aus Mannheim: Heiterer Abend
Barnabas von Gezy spielt!
- 22.00 Zeitangabe, Nachrichten, Wetter- und Sportbericht
- 22.30 Schallplatten
- 23.00 Aus Breslau: Tanzmusik der Funktanzkapelle
- 24.00 Aus Frankfurt: Nachtmusik

Montag, 25. März

- 6.10 Choral — Morgenpruch
- 6.15 Nach Frankfurt: Gymnastik 1 (Blücker)
- 6.30 Zeitangabe, Wetterbericht
- 6.35 Gymnastik 2 (Blücker)
- 7.00 Aus Frankfurt: Frühkonzert

- 8.15 Nach Frankfurt: Gymnastik (Blücker)
- 8.35 Frauenfunk
- 8.50 Wetterbericht, Wasserstandsmedungen
- 9.00 Sendepause
- 10.00 Nachrichten
- 10.15 Deutsches Volk — Deutsche Arbeit
„Zeitenwende“
- 10.45 Beethoven: Klaviermusik
- 11.00 Breval:
- 11.15 Funktionskonzert der Reichspostkellere
(außerhalb des Programms des Reichs. Stuttgart)
- 11.45 Wetterbericht Die bäuerliche Siedlung in Württemberg
- 11.45 Wetterbericht
Die bäuerliche Siedlung in Württemberg
- 12.00 Nach Frankfurt: Mittagskonzert
des Landesorchesters Gau Württemberg-Hohenzoll.
- 13.00 Zeitangabe, Nachrichten, Wetterbericht
- 13.15 Aus Karlsruhe (nach Frankfurt):
Mittagskonzert des Philharm. Orch. Karlsruhe
- 14.15 Sendepause
- 15.00 Klavierstücke von Eugen d'Albert
- 15.15 Liederstunde „Der unbekannte Schubert“
- 15.30 Kleine Erlebnisse im Süden
- 16.00 Aus Köln: Nachmittagskonzert
- 17.30 B. Deutschlandsender: „Das Wunder der Erbmasse“
- 17.50 Franz Völker singt (Schallplatten)
- 18.00 Aus Karlsruhe:
Aus der Pressearbeit der bad. Hitlerjugend
- 18.15 Aus Karlsruhe: „Der Staatsjugendtag“
- 18.30 Aus Königsberg: Die Volkstagswahl in Danzig
- 18.40 Bernhard Elze spielt!
- 20.00 Nachrichten
- 20.15 „Aus Großvaters Notenmappe“
- 21.00 Vom Reichsender Frankfurt:
Festkundgebung aus dem Stadttheater Saarbrücken
aus Anlaß der Ehrentagung der Pfälzisch-Saarländischen Dichtung
- 22.00 Zeitangabe, Nachrichten, Wetter- und Sportbericht
- 22.20 Aus Köln: „Fröhlicher Klang zur nächsten Stunde“
- 24.00 Nach Frankfurt: Nachtmusik
Als Einlage: Romantische Stücke f. Violine u. Klav.